



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Staat und Kritik

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Wissenschaft, zwischen so vielen andern oder fast allen andern Teilen der Erkenntnis". Von der Religion bis auf die Grammatik und ihre Silbenstechereien herab umfasse sie das Größte und Heiligste neben dem scheinbar Geringsfügigen. Geschichtsforschung, Poesie und Kunst, Philosophie, sogar Naturwissenschaften und Mathematik, zunächst in der Vermittlung zwischen philosophischer Ansicht und Erfahrung, unterstehen der Kritik. Kritik ist hier als Allgemeinwissenschaft genommen, als Erschließung der Methodik von Wissenschaft wie als Begründung des Wesens der Künste, als Mittel der Selbstbesinnung über die Leistung von Wissenschaft und Kunst.

Schlegel aber geht sofort über diesen Bereich hinaus. Er kennzeichnet die Grenzen solcher Kritik, und zwar ganz im Sinn Müllers. Er beweist aus Müllers eigenen Ansichten, was auch solche weitestgefaßte Kritik nicht leiste. Ganz wie Geng in dem Schreiben an Goethe hat Schlegel von Anfang an dem Buch Müllers nachzuzuhmen, daß es durchgängig die Literatur in Beziehung auf das Leben setze, auf die großen Begebenheiten der Zeitgeschichte und auf die stillen Umwandlungen des Zeitgeistes. Nun indes gesteht er zu, daß sogar sein eigener hoher Begriff von Kritik, mehr als er sollte, vom wirklichen Leben getrennt sei und eine abgeschlossene Welt für sich bilde. Schlegel fordert ein neues Mittelglied, „um diese in ihrer einsamen Idealität verschwundene literarische Welt mit der tätigen des bürgerlichen und vaterländischen Lebens in wirksame Berührung zu setzen". Andere Nationen hätten im Theater ein solches Mittelglied. Auf deutschem Boden könne dem denkenden Staats- und Geschäftsmann die Kritik das Theater ersetzen. Eine Kritik, ausgeübt von dem vermittelnden Gelehrten, „der dem Leben und der Zeitgeschichte nicht fremd, das Allgemeine der Geschichte wohl noch besser inne hat als er [der denkende Staats- und Geschäftsmann], dabei aber die Kenntnis und Fähigkeit besitzt, durch jenen gemeinschaftlichen Berührungspunkt ihm auch die unbekannten Regionen der Kunst, besonders aber der Philosophie zu eröffnen". Wie all das den Absichten Müllers entgegenkommt, wird durch die Tatsache erwiesen, daß Schlegel in Müller ein entschiedenes Talent und den Beruf anerkennt, die Kritik besonders nach dieser Seite hin, wo sie mit der Geschichte, der Politik und dem geselligen Leben in Berührung steht, zu üben und darzustellen.

Die ganze Darlegung entwickelt einen Voratz, dem fortan beide, F. Schlegel wie Adam Müller, nachlebten: Der Kritiker als Gehilfe des Staatsmanns. An dieser Stelle konnten sie sich zusammenfinden. Von ihr aus erschloß sich ihnen ein gemeinsamer Weg. Er hat

Schlegel nicht viel äußern Erfolg gebracht; aber auch Müller erreichte nicht wesentlich mehr. Im Dienst Metternichs stießen sie, der eine mehr, der andere etwas weniger, auf zu viel Hemmnisse.

Irrtum wäre die Annahme, Schlegel gehe, geleitet von Müller, in dieser Äußerung auf ein neues, ihm bisher fremdes Gebiet über. Die große Wandlung der Romantik, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts vollzog, hat als einer der ersten F. Schlegel erwirkt.

Müllers dritte Vorlesung könnte den Anschein wecken und hat ihn geweckt, daß nach seiner Ansicht Fr. Schlegel den entscheidenden Schritt noch nicht getan habe. Er sagt (S. 56) der „kritischen Revolution in Deutschland“ nach, sie habe in der absolut wissenschaftlichen Einseitigkeit, in der sie sich bisher fast ausschließlich gezeigt, eine große unmittelbare Wirkung auf die deutsche Nationalität nicht hervorgebracht. Denn sie habe es verschmäht, in das Wesen der gleichzeitigen Bewegungen der Gesellschaft sowohl in ihren öffentlichen als in ihren Privatbeziehungen tätig und fortgesetzt einzugehen. Müller erblickt den Grund solchen Versagens in „einem gewissen ganz unziemlichen Stolz“. „Den Staat und seine gegenwärtige keineswegs mit Verachtung zu übersehende Gestalt setzte sie mit idealistischer Selbstgenügsamkeit über die Seite. Natürlich mußte sie, anstatt ihre eigne Bedeutung zu erhöhen, durch den unmittelbaren Drang der gesellschaftlichen Not unserer Zeit überwältigt und dem absoluten Bewußtsein ihres eignen Daseins überlassen werden.“

Es hieße die Stelle mißverstehen, wenn nur die Frühromantik als die „kritische Revolution in Deutschland“ gefaßt würde, die hier angeklagt ist. Selbstverständlich denkt Müller an die ganze Entwicklung, die sich seit Lessing vollzogen hatte.

Am greifbarsten ist, was Müller meint, gleich zu Beginn der Vorlesungen. Hier enthüllt sich die Achse, um die fortan romantisches Denken schwingen sollte. Es war der Kampf gegen Verzicht auf Tradition und gegen die stärkste Betätigung solchen Verzichts, gegen die Französische Revolution. Auf dem Gebiet des Rechts war es der Kampf der historischen Schule gegen das Naturrecht. Im „Programm“ der Vorlesungen heißt es (S. 12): „Von den neuern Nationen Europas hat jede zu ihrer Zeit sich von dem Wahne beherrschen lassen, sie müsse erst zu einem gewissen Stande der Natur zurückkehren, ihre ganze moderne Individualität abstreifen, gleichsam den ganzen Weg von vorne wieder anfangen, anstatt von dem verirrten Seitenwege sich nur gelassen auf die sichere Hauptstraße hinzuwenden, um wahre Bildung zu erreichen.“ Man habe sich nach der Straße

der Griechen zurückgelenkt, statt mit Gewinnen, die auf Nebenwegen gewonnen worden waren, und die man keineswegs wegzwerfen brauchte, die weise Richtung der Kräfte des Altertums wiederzufinden und zu verfolgen.

Wie das eigentlich gemeint ist, verrät die Anmerkung zur Stelle. Sie nennt Rousseaus Staats-, aber auch Schillers Kunsttheorien, dann als Wichtigstes die Ideen, die der Französischen Revolution untergelegt worden sind. Es mag befremden, daß Rousseau mit der gesamten Wiedererweckung der Antike zu einer Einheit verknüpft wird. Immerhin war er der entscheidendste Gegner alles Traditionalismus. Allein gilt gleiches von Schiller und von seinen Kunstlehren? Bereitet sich nicht überhaupt der Kampf der spätern Romantik für die Überlieferung, also für eine Evolution aus altem Besitz und gegen eine Revolution, die achtlos den alten Besitz beiseite schiebt, schon überall da vor, wo gegen Rousseau für erworbene Kultur und gegen Rückkehr zum alten Naturzustand eingetreten wird? Auch Schiller eröffnet dieses Eintreten für Kultur nicht; er treibt nur weiter, was vor ihm andere, Mendelssohn und Kant vor allem, verfochten.

Durch Schiller aber gewinnt der Wunsch, das Erworbene und Bestehende nicht unbedenklich einem Wiedererwecken des Einst preiszugeben, die entscheidendste Gestalt in der Wertung, die bei ihm der moderne sentimentalische Dichter auf Kosten des antiken naiven erfährt. Und gerade dieser Schritt Schillers schenkt der jungen deutschen Romantik den Mut, sich in ihrem Wesen gegen die Antike zu behaupten. Wen träte weniger als den Verfasser der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ der Vorwurf Müllers, man wolle die ganze moderne Individualität abstreifen und zuerst den Weg ganz von vorne wieder anfangen? Ein Romantiker durfte am wenigsten solchen Undanks sich schuldig machen.

Umsonst wäre es, wollte man für Müller ins Feld führen, er bekämpfe nur eine rousseauisch gedachte Rückkehr zum Urzustand und ein Neuaufbauen, das von diesem Naturzustand ausginge. (So war es ja in der Französischen Revolution.) Er meint nicht nur den Schritt zum Goldenen Zeitalter der Urwelt, auch den Schritt zum Goldenen Zeitalter der Antike. Er verurteilt den einen wie den andern. Wer Urwelt und wer Antike rückschreitend zur Grundlage der Gegenwart und der Zukunft macht, kann sich auf nichts anderes als auf Verstandesmittel stützen, seinen Neubau aufzurichten, wenn er das eine oder das andere im Sinn Rousseaus oder der Französischen Revolution durchführen will. Rousseaus Naturrecht ist verstandesmäßig